

Zur Aussprache des Hochdeutschen

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **24 (1940)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419836>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ristisch"! Und das unglückliche Subjekt! dessen Sinn von tausend Deutschen kaum einer aus dem Wort erklären kann! Beruht es doch auf dem Geheimwortschatz der Philosophen. Und nun subjektiv: „Ich persönlich habe rein subjektiv durchaus nichts dagegen“. Und Subjektivität, subjektivistisch, welche Wortmacherei, Geheimtuererei, Wichtigtuererei! „Philosophisches Blendol“ hat einer diese spitzfindige Fremdwörterei genannt.

Und hat nicht schon Gottsched, auf seine Art und an derselben Krankheit leidend, den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er von den gelehrten Sprachverderbern schreibt:

Sie wollen sich en parlant von der Canaille distinguiieren.

Zur Aussprache des Hochdeutschen.

Im Zeitalter des Mundartüberschwangs und anderer Auswüchse des schweizerischen Nationalgefühls ist es besonders anerkennenswert, ja fast eine mutige Tat, daß der zürcherische Erziehungsrat „nach Anhörung der Konferenz der Kapitalspräsidenten“ beschlossen hat, den Lehrern sämtlicher Schulstufen im Amtlichen Schulblatt vom 1. April 1940 eine „Anleitung zur Aussprache des Hochdeutschen an Zürcher Schulen“ zu geben, die sehr vernünftig gehalten ist und einen entschiedenen Fortschritt bedeutet, aber auch vor Übertreibungen warnt. Die Vorbemerkung lautet:

„Eine reine deutsche Aussprache ist für die Schüler nicht nur im Verkehr mit Reichsdeutschen, sondern ebenso sehr mit allen Anderssprachigen, nicht zuletzt mit welschen und tessinischen Mitbürgern, von großem Vorteil. Es ist aber durchaus nicht nötig, daß sie völlig identisch mit der bühnendeutschen Aussprache sei. Alle bedeutenden Phonetiker, vor allem auch Siebs und Drach, betonen den Unterschied in der Zielsetzung zwischen Bühne und Schule. Merkwürdigerweise haben Beobachtungen der letzten Zeit gezeigt, daß an manchen Primar- und Sekundarschulen im Bestreben, eine möglichst feine Aussprache zu erzielen, eine direkt*) falsche, „überweiche“ Aussprache gelehrt wird. (Bei ch-Endung durchweg sch-laut!) Andererseits bleiben sehr schwerwiegende Fehler gänzlich unbekämpft. Die untenstehende Norm, die vorgeschlagen wird, weicht einzig in der Aussprache des -ig vom Bühnendeutschen ab. Bereits hat sie sich im Eidgenössischen Sängerverein durchgesetzt; es sind auch Bestrebungen im Gange, sie am schweizerischen Radio einzuführen. Sie dürfte geeignet sein, den gefühlsmäßigen Widerstand gewisser Volkskreise gegen eine gepflegte Aussprache zu vermindern.“

Sehr gut sind auch die allgemeinen Ratschläge:

„Auf allen Schulstufen ist auf eine deutliche, doch nicht zu laute Aussprache hinzuwirken. Die Deutlichkeit der Aussprache beruht auf der klaren Artikulation, ganz besonders der Konsonanten. Wo im Chor gesprochen wird, soll nicht überlaut, sondern im Einzelsprecherton geredet werden. Im Interesse einer richtigen sprecherischen Erziehung liegt es, daß der Sprechende Schüler sich stets der Klasse zuwendet. Bei der Rezitation ist ein natürliches, dem Dichtungs- und Stilgehalt entsprechendes Vortragen anzustreben.“

Im besondern verlangt der Erziehungsrat u. a. Übungen in der Unterscheidung von offenen und geschlossenen Selbstlauten, dies wohl hauptsächlich der Ausnahmen „Erde, Schwert, Pferd“ usw. wegen, wo wenigstens im dichterischen Vortrag, abweichend von der Mundart und auch von unserer schriftsprachlichen Gewohnheit, langes geschlossenes E gesprochen werden soll. Wichtiger scheint uns das Endungs-E, das auch Lehrer und andere Erwachsene häufig wie die ABC-Schützen als geschlossenes E sprechen, während es doch

genau so zu sprechen ist wie im Schweizerdeutschen. Das E in hochdeutsch „Hütte“ ist genau gleich wie in schweizerdeutsch „Hütte“. Sehr wichtig ist die Unterscheidung zwischen dem Ach- und dem Ichlaut; denn verbreitet ist immer noch die rauhe „urchige“ Aussprache des Ch in „ich, mich, nicht, schlecht und recht“ usw. Daß es aber auch schon Lehrer gibt, die den weichen Laut auch nach A, O, U, Au anwenden, ist natürlich eine lächerliche Übertreibung und höchstens als Zeichen politischer Unbefangenheit und künstlerischen Eifers einigermaßen erfreulich. Berechtigt ist für die Schweiz auch die Abweichung vom Bühnendeutsch in der Aussprache der Endung -ig, die auf der Bühne und auch sonst in Deutschland wie -ich gesprochen wird, also ewig wie ewich, einig wie einich. In Verlegenheit kommt man aber mit der Aussprache -ig (mit G), wenn an das Eigenschaftswort die Endung -keit gehängt wird. Spricht man auch da ein G, so läßt sich dieses vom folgenden K nicht unterscheiden, und man spricht einfach Ewikeit, Einikeit. Man hört deshalb in Zürich ganz fortschrittliche Lehrer, die nie „ewich“ oder „einich“ sprechen würden, trotzdem aber sagen „Ewikeit“ und „Einikeit“. Ist das nötig? Es bedeutet für den Schüler eine Erschwerung. Wir würden in solchen Fällen ruhig „Ewikeit“ und „Einikeit“ sagen, aber natürlich nicht „Ewikeheit“ und „Einikeheit“, was man auch hören kann. Endlich verlangt die Anleitung auch, daß die Mitlaute B, L, R „in Abweichung vom Schweizerdeutschen“ immer „gehaucht“, gemeint ist wohl: „behaucht“, d. h. mit nachfolgendem Hauchlaut H gesprochen werden, also Bhaar, Thter, Rrhuh, aber natürlich wieder nicht Rchuh. Doch ist die Weisung beigefügt: Man hüte sich vor Übertreibungen. Als solche wirkt, außer im dichterischen Vortrag, dieses H leicht vor unbetontem E, besonders in Endungen: keththethe, hufsthethe.

Die Anleitung schließt mit dem ausgezeichneten Rat, in jedem Schulhaus, das ein Grammophon besitzt, die Sprechplatte von Emil Frank: Lautschulung (Eigenarten und Unterschiede der deutschen Lautbildung im Vergleich zur mundartlichen Aussprache), His Master's Voice FR 269 (Fr. 4), anzuschaffen, allenfalls auch die von ihm besprochenen Prosa- und Poesieplatten.“

Aus dem Idiotikon.

119. Heft (Fortsetzung). Huber & Co., Frauenfeld.

Das Hauptwort „Stecke“ hat ungemein mannigfaltige Bedeutung; es kommt daher auch in vielen Redensarten und festen Wendungen vor. Verbreitet ist als Ausdruck des Abscheus die Redensart, „eine oder eini nid emal mit-eme Steckli arriere möge“. So sagt bei Gotthelf Joggelis Tochtermann von seiner Frau Elisi: „Wenn er gewußt hätte, was sie für ein wüstes Reibeisen, eine hässige Krot, eine faule Sau sei, er hätte sie mit keinem Stecklein anrühren mögen“. Häufig ist das Steckli im volkstümlichen Spiel; so gibt es ein Stecklischmecke und ein Stecklizieh, wobei zwei Gegner, bes. Alpler, ihre Körperkraft messen, indem sie, die beiden Enden eines Stockes fassend, einander gegenseitig zu sich herüberzuziehen trachten. Das wird auch bildlich verwendet; so erzählt Balmer von einem Mädchen, in dessen Herzlein hätten „Angst u Freud z'säme Steckli zoge“. Häufig sind natürlich die Beispiele, in denen der Stecken zum Schlagen dient. In Brütten (Zürich) wird 1687 dem Sigristen befohlen, er „soll sich mit Stecken und Ruten versehen, die Jugend und die Hunde im Zaume zu halten“. Mit Hilfe eines mit Teufelsalbe beschmierten Steckens kann man nach einem Innerrhoder „Malefizbuch“ von 1603 Menschen, Vieh und Wetter verzaubern. Wenn man mit einem Stecken, den

*) „Direkt falsch“! „Geradezu falsch“ hätte es nicht getan. St.